

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Bezahlte Schuld

Bezahlte Schuld.

Eine Geschichte aus dem Jahre 1849.

1.

Der Köhler Andres geht unter die Freischaren.

Im Hechingenschen nahe an der württembergischen Grenze liegt ein kleines Dorf mitten im Waldgebirge, und etwa eine Viertelstunde davon entfernt liegt mitten im Fichtenhaine eine kleine Walbhütte. Darin wohnte Andres, der Köhler, mit seinem jungen Weibe Marie und dem kleinen Andres, das war sein Sohn und einziges Kind, ein hübscher, rotwangiger Bube, acht Jahre alt, wie der Vater starb. Wie nämlich der Kriegslärm anno neunundvierzig durch Süddeutschland ging und in Baden das Revolutionsfeuer zur hellen, lichten Flamme emporloberte, hatte Andres zu seinem Weibe gesagt: „Frau, das ist eine große, gewaltige Zeit, die über das Land gekommen ist, da soll keiner daheim bleiben. Es geht ohnehin die Rede, der Fürst wolle sein Land an den König von Preußen abtreten; sollen wir aber unsern Herrn wechseln, so ist es am besten, wir versuchen es einmal mit der Republik, wie unsere Nachbarn drüben im Schweizerlande, die haben sich noch immer wohl dabei befunden.“

Die Marie hatte nun zwar alles Mögliche dagegen einzuwenden, aber Andres blieb fest, nahm des Vaters alte Büchse von der Wand, reinigte und ölte sie sorgfältig, dann küßte er seine Frau recht herzlich zum Abschied, legte dem kleinen Andres segnend die Hand auf die Stirn und sagte dem Buben, er möge gut und brav werden und der Mutter in allen Stücken gehorsam sein, wenn der liebe Gott es so füge, daß er längere Zeit ausbleiben solle. — Und in der That, er ist richtig ausgeblieben, nicht lange Zeit,

sondern auf Nimmerwiederkehren, denn er fiel in einem Gefecht. Wie die arme Marie das hörte, fiel sie in eine schwere Krankheit, denn sie hatte ihren Mann sehr lieb gehabt, und nur mit Mühe und nach hartem Krankenlager ist sie wieder genesen.

Das war alles im Jahre 1849, und es sind in diesem Jahre viele Familien gewesen, denen es um kein haarbreit besser gegangen ist; große Trauer war überall in den deutschen Landen. Die arme Marie aber war ganz besonders schlimm daran, denn sie hatte mit Andres nicht nur den Mann ihres Herzens, sondern auch ihren und des Kindes Ernährer verloren; die Krankheit hatte ihre mühseligen Ersparnisse aufgezehrt, und wenn sie auch gleich, wie sie nur einigermaßen wieder zu Kräften gekommen, sich nach Arbeit umgethan hatte, war sie doch nicht ohne Sorge, wie es den Winter über gehen würde, zumal da sie in der Gegend gar niemand besaß, der sich ihrer angenommen hätte, denn sie war aus dem Hessischen gebürtig und hatte sich ins Hechingische verheiratet. Aber auch in der Heimat besaß sie keine Verwandte oder Freunde, die etwas für sie hätten thun mögen; die einen waren gestorben, die andern hatten kaum selbst genug, sich küm-



Andres nahm herzlichen Abschied von Frau und Kind.

merlich durchzubringen.

2.

Der unheimliche Besuch in der Köhlerhütte.

So war die Weihnachtszeit herangerommen, und es war gerade am Christabend, oder besser am Nachmittag des Christabends, als Marie sinnend und nachdenklich in einer Ecke ihres kleinen Stübchens saß. Sie dachte daran, wie sie vor einem Jahr um dieselbe Zeit munteren Herzens mit dem Andres in die Stadt hineingegangen war, eine Weihnachtsbescherung für den kleinen

Andres zu kaufen, denn die warmen Schuhe und die Pelzmütze, die Weihnachtsbescherung für den großen Andres, hatte sie schon eine Woche vorher besorgt. Sie war damals so glücklich und froh gewesen, und jetzt — wie hatte sich das alles geändert! Gar gern hätte sie dem armen Knaben auch diesmal wieder eine Weihnachtsfreude gemacht, einen Christbaum mit ein paar Lichtern darauf, — und ein Paar neuer Stiefel war dem Kleinen so notwendig wie das liebe Brot. Aber sie mochte die drei Gulden in ihrer Schublade umwenden, so viel sie wollte, es wurden ihrer nicht mehr, und doch war das der letzte Rest ihres Geldes, und sie wußte nicht, wann sie wieder etwas zu verdienen haben würde. — Endlich schob sie den Kasten wieder zu, und während sie den Kopf in die Hand stützte, rannen ihr die heißen Thränen über das bleiche, abgehärmte Gesicht.

Der kleine Andres, wie er die Mutter weinen sah, stieg leise von der Ofenbank herunter, auf welcher er gespielt hatte, um sie zu trösten, oder um ihr tapfer weinen zu helfen, was sie beide oft genug stundenlang trieben. Die arme Marie nahm den Knaben auf ihren Schoß und drückte ihn an ihre Brust, und während sie so kummervoll dreinschaute, hörte sie es gar nicht, wie außen auf dem Schnee knisternde Tritte hörbar wurden, sie sah es nicht, wie ein bleiches Gesicht mit wildem, struppigem Haar und Bart durch das Fenster hereinschaute, und erst als sich rasch die Thür öffnete und der Besitzer des unheimlichen Gesichts, ein langer, hagerer Mann, auf der Schwelle erschien, stieß sie einen lauten Angstschrei aus und sprang auf, während sich der kleine Andres voll Schrecken hinter der Mutter verbarg. Und sie hatten beide wohl Ursache, über diesen unvermuteten Besuch zu erschrecken. Der Fremde hatte nicht das beste Aussehen; er trug Hosen und Kittel von grauer Leinwand, wie die Sträflinge in den Zuchthäusern, dazu einen mächtigen Knüttel, den er sich aus dem Stamm einer jungen Eiche geschnitten, kurzum man sah, es war ein Mensch, der aufs äußerste gebracht zu sein schien und sich in seiner Verzweiflung wohl so wenig daraus machte, Menschenblut zu vergießen, wie einer einem Huhn den Hals umdreht.

„Frau“, sagte der Fremde mit rauher, heiserer Stimme, „ich habe Hunger, gebt mir etwas zu essen; ich habe keinen Kreuzer in der Tasche, Ihr müßt mir Geld geben, daß ich weiter fort kann, auch einen Rock, daß ich den Kittel wegwerfen kann.“

„Um Gottes Willen, Ihr werdet eine arme Witwe nicht berauben wollen“, versetzte Marie, mit bittenden Händen einen Schritt vortretend, während Andres sie furchtsam an den Kleidern zurückhielt.

Aber in ihrer Herzensangst hatte sie da wohl das Schlechteste gesagt, was sie überhaupt sagen konnte, denn wie der Mann hörte, daß sie Witwe sei, schien er erst recht Mut zu fassen und sagte: „Ich will Euch nicht berauben, Frau, gewiß nicht; aber Ihr seht wohl, daß ich das haben muß, um was ich Euch gebeten, und daß es Eure Christenpflicht ist, mir's zu geben; nicht wahr, das seht Ihr ein?“

Diese Worte klangen so weit noch ganz manierlich, aber während er so sprach, machte der fremde, unheimliche Kerl eine so drohende Bewegung mit seinem Stock, daß die arme Marie laut aufschrie und sagte, er möge doch nur Erbarmen mit ihr haben um des Knaben willen, der sonst an ihr seine letzte Stütze verlöre; sie wolle ihm gern alles geben, was sie habe, wenn sie auch selbst deswegen Not leiden müsse.

„Nein“, versetzte der Mann, aber immer noch wild drohend; ich will nicht alles haben, was Ihr besitz, sonst würde es mir nicht darauf ankommen, es Euch mit Gewalt zu nehmen. Aber gebt mir, um was ich gebeten habe, Ihr könnt versichert sein, ich brauche es notwendiger als Ihr, und wenn Ihr auch noch so arm seid. Aber macht damit, hört Ihr wohl, sonst dürfte es zu unserm beiderseitigen Schaden sein.“

Die arme Frau sah ein, daß solchem Burschen gegenüber nichts zu machen sei, als sich zu fügen, und so ging sie zitternd zu dem Spinde, nahm ein Brot heraus und aus einem andern Schrank einen Rock ihres seligen Mannes, der noch ziemlich gut war, denn sie dachte, wenn der Mensch Gewalt braucht, nimmt er dir zuletzt alles; aber das bare Geld ging ihr gar schwer an, und erst als der Räuber sie in barschem Tone nochmals daran erinnerte, zog sie die Schublade heraus, nahm einen Gulden und sagte, er möge Mitleid mit ihr haben, es seien zwar noch zwei Gulden vorhanden, aber sie müsse so lange mit ihrem Kinde davon leben, bis sie wieder Arbeit gefunden, und niemand sei, der ihr etwas borge.

„Schon gut, schon gut!“ sagte der wilde, unheimliche Gast, „gebt nur her und behaltet das übrige.“ — Und dabei griff er gierig nach dem Brote, dem Rock und dem Guldenstück. Dann fragte er, wie die nächste Stadt heiße, und nach Mariens Tauf- und Geschlechtsnamen. Sie nannte ihm beides.

„Ich dank' Euch für Eure Güte, Frau Andres“, versetzte er da; aber seine Worte klangen ihr wie bitterer Spott und Hohn, denn wo einer mit Gewalt nimmt, hat er nichts zu danken, und offenbar war es doch nur Gewalt, der sie gewichen war; „und nun thut mir und Euch den Gefallen und bleibt ruhig hier in Eurem Stübchen sitzen, wenigstens eine Stunde lang, hört Ihr! Es sind noch mehr draußen, die Eure Thür scharf im Auge behalten werden. Nicht wahr, Ihr werdet mir das versprechen?“

Sie gab ihm zitternd ihre Zusage.

„Und nun gehabt Euch wohl!“ sagte er und hatte währenddem den Rock angezogen, der ihm

zwar etwas schlotternd saß, denn Andres war groß und weit stärker als der Fremde gewesen; dann faßte er an seine schmutzige Mütze und verließ die Stube. Gleich nachher sah ihn Marie durch das Fenster, wie er sich in den Wald hinein schlug und dabei gierig in das Brot hineinbiß, welches sie ihm gegeben. Er mochte wohl lange nichts gegessen haben. Die arme Beraubte hatte allerdings daran gedacht, wenn der Landstreicher sich entfernt habe, eiligst in das Dorf zu laufen und die Sache anzuzeigen, vielleicht daß man den Burschen erwischte, und sie wieder zu dem

Jhrigen käme, denn der Rock, den sie ihm gegeben, war noch so gut wie neu, und daß seine Kameraden außen lauerten, hielt sie doch nur für eine bloße Drohung. Aber wie sie sah, daß er so in das trockene, harte Brot hineinbiß, überkam sie Mitleid mit dem armen Menschen, und sie dachte, wie furchtbar es sein müsse, bei solchem Wetter draußen im Walde zu hungern und nicht einmal in eine Stadt oder Dorf hinein zu dürfen, um etwas Obdach und Nahrung zu erbetteln.

Indessen hatte sie der Schreck und die Aufregung doch so heftig angegriffen, daß sie lange Zeit brauchte, sich wieder zu erholen, und erst wie es schon ganz dunkel geworden war, konnte sie wieder aufstehen, um die dürftige Mehlsuppe

zu kochen, das Abendessen des kleinen Andres, denn sie selbst hatte keinen Hunger und nahm kaum ein paar Löffel voll davon. Das war ein trauriges Weihnachtsfest für die arme Frau. Sie glaubte nicht, daß es noch schlimmer kommen könne, und das war ihr einziger Trost, freilich ein trauriger. Aber auch dieser Trost wollte sich nicht als wahr beweisen; es kam doch noch schlimmer.

3.

Das kranke Kind.

Wieder war ein Jahr ins Land hineingegangen, der Winter war gekommen und Weihnachten vor der Thür, aber in der kleinen Waldhütte sah

es trübseltiger aus, als jemals zuvor. Mühselig und elend hatte das arme Weib sich den Sommer über durchgebracht; aber wie der Herbst herankam und die Blätter von den Bäumen fielen, fing der kleine Andres, der schon immer mager und blaß ausgesehen, an zu kränkeln. Es wurde immer schlechter mit ihm, und der Armenarzt in Hechingen, der zwar etwas verschrieben hatte, zuckte die Achseln und sagte zu der trostlosen Mutter, das Kind würde wohl das Frühjahr nicht wieder erleben. Und die Prophezeiung schien nur allzu gut in Erfüllung gehen zu wollen. Der Knabe war zwar nicht

bettlägerig, aber er schwand von Tag zu Tag mehr hin und wurde immer schwächer und saß viele Stunden lang still und trübselig in der Ecke am Ofen. So kam wieder Weihnachten heran.

Zu dem Arzte in Hechingen hatte Marie kein großes Zutrauen, oder wenigstens wäre es ihr doch lieb gewesen, einmal einen andern Doktor zu fragen, ob denn alle Hoffnung vergeblich sei; aber das kostete Geld, und sie hatte keins. Was noch von ihrem Besitztum von einigem Wert, war bereits verkauft worden, denn die Ersparnisse ihrer dürftigen Arbeit von der Sommerszeit her waren in den paar Wintermonaten hingegangen. Sie spann zwar daheim für Geld, daß sie den



Ich habe Hunger, gebt mir etwas zu essen.

kranken Knaben nicht zu verlassen brauchte, aber was brachte das ein!

Nun hatten ihr aber die Leute im Dorfe gesagt, drüben, jenseits der Berge, im Württembergischen, sei ein Doktor, keiner von den großstädtischen, der bei seinen Kunden im zweispännigen Wagen vorfährt, sondern ein schlichter Bauern doktor, der auf dem Dorfe wohne wie ein anderer Landmann und gar geschickt und kundig sei, die Ursachen der Krankheiten zu erkennen und ihnen zu helfen; auch habe er schon manchem Armen ein Rezept geschrieben und sei mit dem bloßen „Vergelt's Euch Gott“ zufrieden gewesen. Zu dem solle die Marie einmal mit dem kranken Knaben hingehen. Die arme Mutter ließ sich das nicht zweimal gesagt sein, und es war gerade am Tage vor Weihnachten, als sie sich noch vormittags aufmachte, den Doktor zu besuchen, daß sie am Abend noch bei guter Zeit heim sein könne, denn es war drei Stunden bis dahin, und sie mußte den kleinen Andres fast den ganzen Weg über tragen. Aber was trägt und duldet die Mutterliebe nicht! — Und so schritt sie, den Knaben und sich in den alten Mantel gewickelt, der ihr noch aus besseren Zeiten übrig geblieben, rüftig vorwärts; aber trotzdem war es doch schon längst Mittag vorüber, als sie endlich das fremde Dorf und das behäbige Haus des Doktors erreichte.

Mit zitternder Hand öffnete sie die Thür, nachdem sie draußen angehalten, um Atem zu schöpfen. Es war ihr bange, sie könnte zuletzt den weiten Weg vergeblich gemacht haben, der Doktor sei vielleicht nicht zu Haus, oder wenn er daheim, so würde er sie am Ende doch nicht vorlassen, wenn er ihren ärmlichen Aufzug sehe. — Aber es ging anders, als sie vermutete. Statt einer stotzlich gekleideten Doktorsfrau, die sie hochmütig vom Kopf bis zum Fuß beschaute, gab es da ein niedliches, junges Mädchen von etwa fünfzehn Jahren, mit blonden Haaren und blauen Augen, auch gar nicht vornehm, sondern wie ein rechtes Bauernmädel gekleidet, die kam heraus und fragte nach ihrem Begehr und führte sie dann in die Stube hinein, indem sie sagte: „Hier, Großvater, ist eine arme Frau mit ihrem kranken Knaben, den sollst Du gesund machen.“

Das klang so hübsch und so zutraulich, daß die arme Marie allgemach wieder Mut faßte, und auch in dem kleinen Stübchen sah es gar behaglich, wenn gleich gar doktormäßig und gelehrt aus. Da standen in dem Wandschrank ganze Reihen von Flaschen und Büchsen aufmarschirt, wie die Soldaten, an den Wänden hingen ge-

trocknete Kräuter mannigfacher Art, von einem Gestell herunter grinsten ein weiß gebleichter Totenkopf, und ein sehr großer Mörser und eine sehr kleine Wage vervollständigten die Ausrüstung des Zimmers. Und mitten in all diesem geheimnisvollen Kram saß der alte Doktor selbst, der bis dahin in einem großen Buche gelesen, und sah die Eintretende durch seine Brille mit einem so gutmütigen und wohlwollenden Gesichte an, daß Marie ihr ganzes Zutrauen wieder fand und zu sich sagte: „Das ist der Mann, der dem kleinen Andres helfen kann, sonst keiner.“ — Auf des Doktors Zureden nahm sie auch den Mantel ab, denn es war sehr heiß in dem Stübchen, und dann setzte sie sich auf einen Stuhl nieder, den ihr das kleine, blonde Mädchen hingestellt hatte; sie blieb zuerst stehen, aber der Doktor wollte es so haben, und auch eine Fußbank brachte man ihr.

Da saß sie nun also, den kleinen Andres auf dem Schoße, der trübselig drein blickte mit dem bleichen, kranken Gesichtchen, und erzählte dem Doktor die Krankheitsgeschichte des Kindes. Wie sie damit fertig war, stand der Doktor auf, des Kleinen Puls und Zunge zu untersuchen, während Marie ängstlich an seinem Blicke hing, als wolle sie schon im voraus das Resultat der Untersuchung herauslesen. Ein beruhigendes Lächeln, aber mitleidig und wehmütig zugleich, glitt über des Doktors Gesicht.

„Es wird sich schon bessern, habt keine Sorge, liebe Frau“, sagte er; „ich will Euch einen Trank zurecht machen, der ihm gut thun soll; aber damit ist allerdings noch nicht geholfen. Das andere Rezept, das ich Euch verschreibe, müßt Ihr selbst zurecht machen, nämlich alle Tage eine ordentliche, kräftige Suppe von Kalbfleisch für den Knaben, auch dann und wann ein Huhn oder so dergleichen, daß der Junge wieder zu Kräften kommt.“

Wie der Doktor das sagte, konnte die arme Marie ihre Thränen nicht zurückhalten; woher sollte sie bei ihrer Armut diese Medizin nehmen, die der Doktor ihr da verschrieb, und endlich sagte sie's gerade heraus, sie sei so arm, daß sie kaum Erdäpfel und Mehlsuppe erschwingen könne, geschweige denn etwas anderes. Der Doktor, der eben eine Büchse von seinem Schrank herunter gelangt hatte, die Arznei für das Kind zu bereiten, wendete sich um und sah ihr freundlich in das hübsche, aber bleiche und abgehärmte Gesicht. — „Nun, nun“, sagte er, „seid Ihr denn wirklich so übel dran, liebe Frau; was ist denn mit Eurem Mann, kann der nichts verdienen? . . .“

Setzt Euch noch einmal . . . so . . . und erzählt mir Eure Geschichte hübsch von der Leber weg."

Die Marie gehorchte zwar, aber sie hatte nicht wenig Angst, der Herr Doktor, so freundlich und wohlwollend er auch aussah, möchte ihr zuletzt gram werden, wenn er höre, daß ihr Mann auch unter die badischen Freischärler gegangen und dort totgeschossen worden sei, und ihr sagen, das sei die Strafe Gottes dafür, wie es der reiche Kaufmann in Hedingen gemacht hatte, der ihr deshalb die geringe Arbeit entzogen, welche sie bei ihm gehabt hatte; — aber wie gern sie es auch verschwiegen, so mußte sie doch mit der Sprache heraus. So erzählte sie denn alles, wie sie heiße, wo sie wohne und wie sie um ihren Mann gekommen sei. Der Doktor hörte aufmerksam zu und nahm eine Brise über die andere mit großem Eifer, als wolle er damit seiner Nüchternheit und den Thränen wehren, die ihm deshalb doch in die Augen kamen.

"Nun, wenn es so mit Euch steht", sagte er, ihr die Hand reichend, "da wollen wir auch schon sehen, ob nicht zu helfen ist. Ich habe zwar auch just nicht viel, aber wenn ich's nach Stuttgart schreibe, so ist doch noch genug in den Kassen der

Demokraten, eine arme Witwe zu unterstützen, die ihren Mann im Felde verloren hat. Hier nehmt dies einstweilen als eine Abschlagszahlung, und dann verlaßt Euch auf mich. Ich werd's schon machen." — Er reichte ihr einen Kronenthaler, den er aus seinem Geldkasten hervorgefucht. — "Nehmt, nehmt, Frau", sagte er fast unmutig, als sie sich weigerte, "das ist kein Almosen, das ist nur eine kleine Zahlung auf das, was Euch die Demokraten schuldig sind, und ich bin auch einer, ja ganz gewiß."

4. Unverhoffte Hilfe.

In diesem Augenblick pochte es an das Fenster; der Briefbote stand außen. — "Da bring

ich Euch ein gutes Weihnachtsgeschenk, Herr Doktor", sagte der Mann, den Brief hinreichend. "Ist frankiert . . . Wünsche vergnügte Feiertage, Herr Doktor."

"Hm, hm, . . . an mich? . . . Inliegend ein Wechsel von fünfhundert Gulden", brummte der Doktor, den Brief von allen Seiten anschauend, als wolle er sehen, ob die Adresse auch richtig sei. "Wer schickt mir das viele Geld?" Dann gab er der Marie ein Zeichen zu warten und nahm eine Scheere, den Brief sorgfältig aufzuschneiden. Es mußte etwas Kurioses darin stehen und auch ein langer Brief sein, denn er las wohl eine Viertelstunde daran und mehr; dann



Sie erzählte nun dem Doktor alles.

aber wendete er sich wieder zu Marie: "Das ist eine gar seltsame Geschichte", sagte er, die Frau nachdenklich durch seine Brille betrachtend.

"Andres . . . Andres . . . der Name und alles trifft sonst zu . . . So sagt mir doch einmal, liebe Frau, es ist heut Weihnachtsabend, wißt Ihr Euch noch zu besinnen, wo Ihr heut vor einem Jahre gewesen?"

"Gewiß, Herr Doktor", ich war daheim in der Stube", antwortete sie verwundert.

"Und ist Euch da nicht etwas Besonderliches passiert?"

"Doch, Herr Doktor", sagte sie verlegen; "es kam da ein fremder Mann zu mir, es war eigentlich kein Bettler, aber es war auch kein rechter Räuber, denn er nahm mir nicht alles, sondern war zufrieden, als ich ihm einen Rock von meinem seligen Mann gab und einen Gulden, das Stückchen Brot nicht zu rechnen. Ach, es war ein rechter Unglückstag für mich. Ich habe nachher viel darum geweint, aber gesagt habe ich's niemandem; der Räuber schien es wirklich nur aus Not und Hunger gethan zu haben, und ich wollte nicht, daß die Gendarmen ihn um meinethwillen verfolgten. Ich bin ja deshalb doch noch durchgekommen."

Dem alten Herrn schien die Geschichte großen

Spaß zu machen, denn er fragte nach allen Einzelheiten derselben, ließ sich's genau beschreiben, wie der Räuber ausgesehen habe, was er gesagt, wie er sich angestellt und so fort. Sie mußte ihm das alles haarklein erzählen, und als sie endlich damit fertig war, sagte er mit gemüthlichem Lächeln: „Nun aber denkt Euch, Frau, wenn ich Euch sage, daß dieser Brief hier eben von diesem Räuber ist, der mir schreibt, ich solle Euch aufsuchen und Euch, weil Ihr ihm glücklich durchgeholfen habt, die fünfshundert Gulden in seinem Namen geben, die dies Stückchen Papier wert ist.“ Und damit hob er den Wechsel in die Höhe, der in dem Briefe gelegen, ihn der Marie zu zeigen, welche mit offenem Munde dasaß und weiter nichts hervorbringen konnte, als: „Fünfshundert Gulden!“

„Jawohl, fünfshundert Gulden, hier steht's geschrieben, und wenn Ihr das Stückchen Papier nach Stuttgart schickt, könnt Ihr schon morgen das Geld haben.“

„Herr Doktor“, sagte Marie hastig und zitternd, „gebt mir von dem Gelde den Gulden, den mir der Mann genommen, und sechs Gulden für den Rock, das war er gewiß wert, und der Tröbder in Heddingen hätte es auch dafür gegeben; das macht zusammen sieben Gulden; mehr mag ich keinen Kreuzer von dem Gelde, das doch unrecht erworbenes Gut ist. Vielleicht klebt gar Blut daran!“

Wie sie das sagte, fing der Doktor laut an zu lachen, daß die Marie ordentlich einen Schreck kriegte und meinte, sie müsse wohl etwas sehr Dummes gesagt haben; endlich aber sprach er: „Nein, wir wollen nicht weiter darüber streiten, Frauen; das ist ein gar schöner, frommer Glaube, den Ihr da ausspricht, obwohl er in der Wirklichkeit nicht Stich hält; was nun aber dies Geld anbetrifft, so mögt Ihr's nur ohne Bedenken nehmen, denn der Räuber ist ein guter Freund von mir.“

„Ein Freund von Ihnen, Herr Doktor?“ sagte Marie, den Mund aufreißend. Sie konnte gar nicht meinen, daß sie recht gehört habe. — „Ja, ein Freund von mir; seht Ihr, da steht's oben drüber geschrieben: Lieber, teurer Freund! Und wenn Euch das wunder nimmt, will ich's Euch nur sagen, daß er allerdings kein gewöhnlicher Räuber gewesen ist, sondern einer von den Demokraten, die in Bruchsal gefessen haben, und der aus dem Gefängnis entsprungen ist ohne Geld, ohne Hilfsmittel. Fast vierzehn Tage hat er sich in den Bergen umhergetrieben, da er die Gegend nicht kannte, bis er endlich glücklich den Bodensee erreichte und in die Schweiz hineingekommen,

jetzt aber nach Amerika hinüber ist. Es waren fast drei Tage, daß er nichts gegessen hatte, als er bei Euch in die Hütte trat, aber zu erkennen wollte er sich nicht geben, sondern hat, wie es scheint, seine Rolle gut gespielt. Er läßt Euch auch um Entschuldigung bitten wegen des Schrecks, den er Euch eingejagt, und das Geld könnt Ihr ganz ruhig behalten, er ist ein reicher Mann und hat das Räuberhandwerk damals nur so ausnahmsweise getrieben.“

Der Marie rollten die heißen Thränen über die Wangen, während der Doktor so sprach. „Fünfshundert Gulden!“ sagte sie endlich schluchzend; „lieber, guter Gott, mein kleiner Andres wird nun nicht sterben.“

„Ach was, sterben!“ polterte der Doktor in gutmüthigem Unwillen heraus; „er wäre auch nicht gestorben ohne das Lumpengeld da. Meint Ihr denn, ich hätt' es mit angesehen, wie der hübsche Junge so allgemach dem Grabe entgegen gegangen wäre? Nein, Frau, und ich wollt's Euch schon vorher sagen, ehe der Brief angekommen ist, ob Ihr nicht Eure Waldhütte verlassen und zu mir ins Haus kommen wollt. Mein Schwiegersohn ist auch drüben in der Schweiz und darf nicht heimkommen, und meine Tochter will auf Neujahr zu ihm, ich kann sie nicht halten, und da brauch ich eine ordentliche Person für mein Hauswesen, denn der kleine Knirps, die Elisabeth da, die sie mir hier lassen wollen, ist ein Springinsfeld, auf den kein Verlaß ist.“

„Oho, Großvater! Ein kleiner Knirps meinst Du!“ sagte die kleine Blonde und hob sich auf den Fußspitzen; „weißt Du nicht, daß ich nächste Ostern fünfzehn Jahre alt werde!“

„Nun, das ist auch was rechts!“ lachte der Alte; „aber wie steht's mit Euch, Frau Andres, wollt Ihr kommen?“

„Fragt Ihr noch, Herr Doktor!“ sagte sie, vor Freude weinend. „Ach, lieber Gott, ich bin ganz konfus und wirr im Kopfe vor all' dem Glück.“

„Gut also, das wäre denn abgemacht“, meinte der Doktor, ihr die Hand reichend. „Morgen früh mögt Ihr heimgehen, das alles zu besorgen, was ihr zu thun habt. Heute Abend bleibt Ihr hier bei mir, denn es ist zu spät, um nach Haus zu gehen; widerspricht nicht erst lange, . . . Ihr bleibt hier und der Knabe auch. Wenn Ihr vor einem Jahr einem Freunde von mir geholfen habt, kann ich Euch wenigstens eine Abendsuppe und ein Nachtlager geben, bis auf weiteres.“

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, und Marie blieb mit der kleinen Elisabeth zurück. Draußen brach schon der Abend herein durch die

Fenster, und die Glocken des Dorfes läuteten die Weihnacht ein. So ging wohl eine Viertelstunde hin. Die Elisabeth plauderte mit dem kleinen Andres, der von der Mutter Schoß herabgestiegen war, und die arme Marie weinte still und freudig in sich hinein. Da ging wieder die Thür auf und der Doktor trat ein, ein Licht in der Hand, und mit ihm eine hübsche, rüstige Frau, das war seine Tochter, der Elisabeth ihre Mutter, und zwei Kinder, ein Bube und ein Mädchen, kamen mit ihr; die grüßte die Marie freundlich und nahm den kleinen Andres bei der Hand und führte sie beide in die andere Stube zur ebenen Erde, des Doktors Wohnzimmer. Da stand auf dem sauber gedeckten Tisch ein Tannenbaum mit hellbrennenden Lichtern, und die Weihnachtsgeschenke für die Elisabeth und für die andern Kinder lagen darum her. An einer Stelle

aber lag ein Brief und der Wechsel über die fünf- hundert Gulden darauf, das war für die arme Marie, daneben eine warme Tuchjacke, die hatte erst des Doktors Entel bekommen sollen, jetzt aber war sie für den kleinen Andres bestimmt, daß sich der auch freuen möge in dem allgemeinen Jubel.

Am andern Tag ging die Köhlersfrau zurück in ihre Hütte, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Der kleine Andres aber mußte beim Doktor bleiben, da der Weg für ihn zu anstrengend gewesen wäre. Nach einigen Tagen kehrte die Mutter zurück und trat ihren neuen Posten als Haushälterin bei dem alten Doktor an. Als der Frühling ins Land kam, war der kleine Andres so weit wieder hergestellt, daß er mit den andern Knaben des Dorfes sich munter in Feld und Wald herumtummeln konnte. So hatte die Frau Andres auch wieder frohe Tage.

13 960 Kanonen.

Bei einem ausbrechenden Kriege führt Oesterreich-Ungarn 1896 Geschütze ins Feld, Deutschland 3288, Rußland 3446, Frankreich 3198, Italien 1608. Dazu kommen noch an schwerem Belagerungsgeschütz in Oesterreich 70, Deutschland 200, Rußland 72 und Frankreich 192 Stück. Im ganzen würden also bei einem Kriege zwischen Oesterreich, Deutschland und Italien auf der einen und Frankreich und Rußland auf der andern Seite 13 960 Geschütze ins Feld geführt werden können, die sich auf beide Parteien ziemlich gleichmäßig verteilen, indem der Dreißig über 7052, Frankreich und Rußland zusammen über 6908 Kanonen verfügen.

Auch ein Vergnügen.

Der Herr Schulinspektor prüft die Klasse. Gereizt wendet er sich zum Lehrer, welcher sich bei den dummen Antworten der Jungen die Hände reibt: „Aber, Herr Lehrer, worüber freuen Sie sich denn? Sie hören doch, daß die Kinder gar nichts wissen!“

Lehrer: „Na, Herr Schulinspektor, es freut mich halt, daß Sie aus den Bengels auch nichts raus bekommen.“

Noch ärger.

„Wer war denn der Herr, der diese unglaublichen Jagdgeschichten erzählte?“
— „Der pensionierte Herr Oberförster!“
— „Donnerwetter, muß der erst gelogen haben, als er noch im Dienst war!“

Unschädliches Mittel.



Hausierer: „Barrittintur gefällig, junger Herr Baron?“
Herr: „Nag gar keinen Bart.“
Hausierer: „Kooßen Se se noor! Se helst ja doch nicht!“